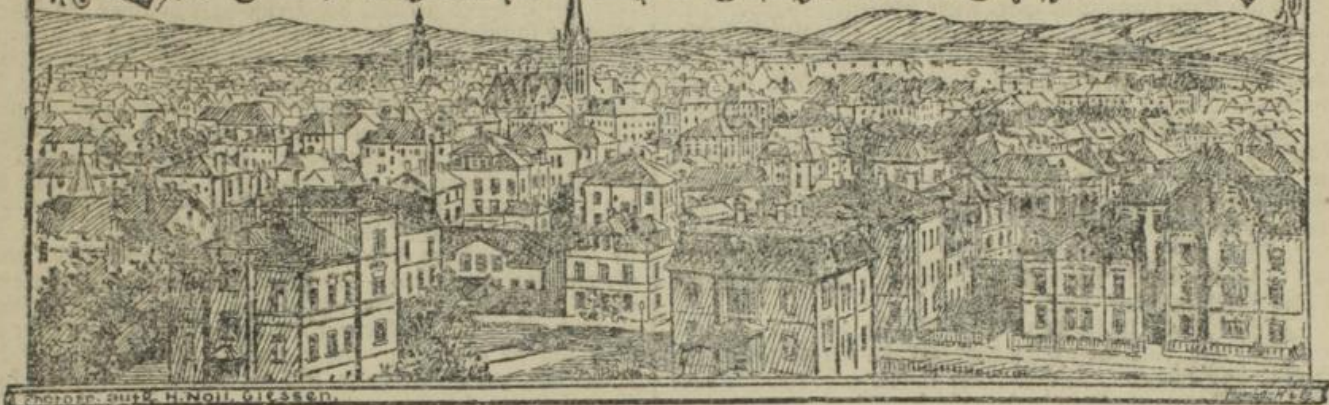


# Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Ein Frühlingstraum.

Roman von Fr. Lehne.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Ganz fassungslos stand Frau Bündel da — ihre beste Kundin und noch mehr — die beste Arbeiterin auf einmal zu verlieren, das war zu viel! „Wo ist Fräulein Mary?“ herrschte sie das junge Mädchen an, das zum Aufräumen kam. „In der Arbeitsstube,“ lautete dessen verschüchterte Antwort. Schnell eilte Frau Bündel dorthin. Mary stand schon zum Fortgehen gerüstet da und gab nur noch einem jungen Mädchen Anweisung, wie an einem fast fertigen Hut noch ein paar Blumen anzubringen waren. Das war eben ihre Kunst, durch eine Agraffe, Schleife oder sonst eine scheinbar unbedeutende Garnierung oder Biegung jenen letzten Schick zu geben, der alle ihre Werke auszeichnete.

„Ah, treffe ich Sie noch, das ist gut,“ rief Frau Bündel erregt. „Sie haben nicht das Recht, zu gehen; Sie müssen unbedingt bis 15. August bleiben, wenn Sie nicht wollen, daß ich polizeiliche Hilfe in Anspruch nehme!“

„Um Sie das immerhin,“ entgegnete Mary mit leichtem Lächeln, „durch solche Beleidigung wird aber unser Kontrakt aufgehoben — und wenn nicht, bleibe ich bis 15. — nehme dann aber die Stellung einer Direktorin bei Brod an. Das pekuniär sehr verlockende Angebot habe ich schon vor vier Wochen bekommen.“

„Ah“ — Frau Bündel schäumte vor Wut, Brod war ihre gefürchtetste Konkurrenz; ging Mary nun noch dahin, war es mit dem Ruf und der Beliebtheit ihres Geschäftes vorüber.

„Sie sagen nichts,“ nahm Mary wieder das Wort, „daraus entnehme ich, daß Sie einverstanden sind mit dem, was ich gesagt habe! — Ich gehe also! Das mir zukommende Gehalt darf ich mir wohl von der Kassiererin ausbitten? — Leb wohl, Kinder! Laßt es euch gut gehen!“ sagte sie zu den jungen Mädchen, die aufmerksam dem Gespräch ihrer Kollegin mit der Brodherrin gefolgt waren.

„Ach, Fräulein, wollen Sie wirklich fort? Bleiben Sie doch! Ohne Sie ist es nichts! — Zeigen Sie mir nur schnell, wie ich die Feder hier anbringen kann.“ So schwirrten die Stimmen der Mädchen durcheinander.

„Nein, nein, es geht nicht! Macht mir eure Sache gut. Adieu, Frau Bündel!“ Und Mary verließ das Haus, in dem sie so sehr beleidigt worden und nach ein paar Tagen schon die Stadt, in der sie so seltsame und so bittere Stunden durchkostet hatte. Vorher aber nahm sie noch Abschied von der Stätte ihres Glückes, sowie von den alten Leuten, die immer so gut gewesen waren.

„Wir werden uns wohl nicht wieder sehen, Fräulein Mary,“ sagte die Frau Berger, „ich bin jetzt auch recht klapperig geworden.“

„Was wollen Sie anfangen, Fräulein?“ fragte Berger, „wieder in ein Geschäft gehen? Wo fahren Sie denn hin? Wir meinen es doch so gut und sind dann beruhigt, wenn wir wissen, daß Sie irgendwo gut aufgehoben sind. Der Herr Leutnant sicher auch, denn nun er weiß, daß es Ihr Bruder damals war —“

Abwehrend hob sie die Hand. „Nichts mehr davon! — Ich weiß es selbst noch nicht — dahin möchte ich gehen, wo es Ruhe und Frieden gibt! Am liebsten bliebe ich hier bei Ihnen, ganz hier — dort unter der großen Linde.“ Und sehnsüchtig schweiften ihre Blicke dahin.

„Verfündigen Sie sich nicht, Kind,“ warnte Berger, „Sie junges Blut haben das Leben noch vor sich! Sie werden vergessen lernen! Und war das vorhin Ihr letztes Wort, daß ich wirklich nichts an den Herrn Leutnant bestellen soll — daß er noch mal her kommt heut' abend? Denn wie das alles ist, wäre ein Abschied von ihm keine Sünde! Ihm ist es gewiß schwer gewesen, daß er Sie gegen seine Braut nicht hat verteidigen dürfen —“

Wieder schüttelte sie abwehrend den Kopf. „Nein, lassen Sie, es ist am besten so! Ich will ihn seiner Braut nicht noch mehr entfremden! Er hat mich doch so lieb gehabt, und die andere muß nun seine Frau werden! Nun lebt wohl, Ihr Guten! Behüt' Euch Gott!“

Feuchten Auges verließ sie die braven Menschen und lenkte ihre Schritte nach der alten Linde, die jetzt in voller Blüte stand und herausgehende Düste ausströmte. Mit gefalteten Händen und gesenktem Haupte sah sie da, während Tränen aus ihren Augen tropften, als sie an den wonnigen Liebestraum dachte! Ach, und wie schwer war es doch, so aufs Ungewisse, so allein in die weite Welt zu gehen und keinen zu haben, an den ihr Herz sich lehnen konnte — keine Heimat, keine Eltern, keine Liebe! Und die Qual ihres Herzens um ihr einsames freudloses Leben, um ihre verlorene Liebe löste sich in einem krampfhaften Schluchzen — und in heißem Ringen zu Gott um Beistand und Hilfe. — Durch ihr inniges Beten kam es wie Frieden über sie; wunderbar geträufelt stand sie auf und ging einer ungewissen Zukunft entgegen.

Nach jenem Austritt in dem Puzgeschäft war Wolf recht kühl seiner Braut gegenüber und vermied zu ihrer Verzweiflung jedes Alleinsein mit ihr, darin unterstützt von Fräulein von Lassen, die ihm diesen Wunsch von den Augen ablas. Sie sah recht gut, wie er unter den Launen seiner verwöhnten Braut litt, und wußte ganz gut, daß Wolf nur unter einem Druck gehandelt hatte, als er sich mit Ella verlobte. Der ernste schöne Mann hatte die ganze Sympathie der feingebildeten Dame, die es im Innern tief bedauerte, daß er an ein Wesen, so verwöhnt und eigensinnig wie Ella, gefettet war. Einmal hatte Ella das Gespräch auf jenen Nachmittag zu lenken gesucht, um sich zu entschuldigen, da sie wohl fühlte, daß Wolf ihr wegen ihres taktlosen Auftretens zürnte, jedoch war er ihr mit so abweisender Kälte begegnet, daß sie sich wohl hütete, je wieder davon anzufangen. Daß er an Mary des-

wegen geschrieben, wußte sie freilich nicht — er aber glaubte, dem armen Mädchen diese Genußtattung schuldig zu sein! —

So verging die Zeit und der Termin der Hochzeit wurde bestimmt; gleich nach Beendigung des Manövers sollte sie stattfinden. Der alte Ulrich hatte dem jungen Paare eine entzückende Villa zum Alleinbewohnen zur Verfügung gestellt und seinem Schwiegerohn ein prächtiges Reitpferd verehrt, worüber sich dieser sichtlich gefreut hatte. Das tat dem Alten wohl; denn er fühlte sich Wolf gegenüber immer etwas gedrückt, da er den Gedanken an jenen Nachmittag, der der Verlobung vorangegangen war, nicht vergessen konnte. Immer wieder dachte er an die Rolle, die er da gespielt hatte. Der junge Offizier hatte durch sein bescheidenes und doch edles, männliches Wesen, durch seine Vornehmheit, die frei von jedem Dünkel war, seine ganze Sympathie gewonnen.

Gabriele war ganz von Sinnen, als ihr Verlobter ins Manöver mußte. Immer wieder warf sie sich an seine Brust und küßte ihn. „Wirst du auch immer an mich denken? Schreibe ja alle Tage, hörst du, ich vergehe sonst! Bleibe mir treu und denke an mich!“

„Es muß geschieden sein, Gabriele! Das ist Soldatenlos! Mache mir den Abschied nicht schwer! Denke, wenn ich in den Krieg müßte!“ sagte er ernst.

„O, da würde ich sterben!“ schluchzte sie.

„Sei kein Kind, Ella! In drei Wochen bin ich wieder bei dir, und dann dauert es nicht mehr lange, gehören wir uns für immer!“

„Ja, dann für immer — o Wolf!“ — Und ein stolzes, seliges Lächeln lag um ihre Lippen.

Endlich war es so weit — bräutlich geschmückt stand sie an des Geliebten Seite vor dem Altar. Unendlich bleich und ernst sah Wolf aus; aber fest und klar tönte sein „Ja“ durch die Kirche — er war sich vollbewußt, daß er mit diesem „Ja“ alle Brücken hinter sich abgebrochen — und mit seinem wahren Herzenglück abgeschlossen hatte — vor ihm lag ein Leben voller Schein — und voller Pflichten; die zu erfüllen er sich gelobte! — Und Gabriele? Fast triumphierend kam das bindende Wort von ihren Lippen; nun konnte ihr keiner den geliebten Mann mehr entreißen — nun konnte er selbst nicht mehr zurück! Sie war eine schöne, majestätische Braut, die aber kalt liebte, da ihr ganz das Bräutliche, Demüthige fehlte — eitel Stolz und Triumph strahlte von ihr aus! —

„O, mein Süßestes, mein Liebling, mein armes Mädchen —“ ein unsäglicher Schmerz durchzudte ihn, wie er an seine Liebe dachte — dann war auch das vorbei — neben ihm saß sein junges, blühendes Weib, Liebe heißend und Liebe spendend — die Wirklichkeit machte ihre Rechte geltend und verischenchte die Gedanken an eine schönere Vergangenheit.

### Zweiter Teil.

#### I.

„Ich besah es doch einmal,  
Was so köstlich ist,  
Daß man zu seiner Qual  
Nimmer es vergißt!“

Goethe.

Sinnend sah Hauptmann von Wolfsburg am Schreibtisch, den Kopf in die Hand geküßt. Die früh eingetretene Dämmerung eines trüben Dezembernachmittages hatte sein fleißiges Schaffen auf eine Weile unterbrochen. Er hatte auch nicht Lust verspürt, weiter zu arbeiten, da er sich durch angestrengte geistige Arbeit etwas ermüdet fühlte und wohl eine Zeit der Erholung bedurfte. Die Gattin war zum großen Kaffee, veranstaltet von der Majorin, da durste sie nicht fehlen. Sein Söhnchen war beim Großpapa, der sich sehr freute, daß die Tochter seit einem Vierteljahr wieder in der Stadt und zwar als Frau Hauptmann weilte. — So war Wolf allein, und er überließ sich einem Versenken in die Vergangenheit, was höchst selten geschah, da er daran mahnende Gedanken mit Gewalt unterdrückte — es tat nicht gut! Ueber vier Jahre war er nun schon verheiratet — und nichts als Enttäuschung hatte ihm seine Ehe mit Ella gebracht. Er hatte ihr oberflächliches, genußlüchtiges Wesen immer mehr kennen gelernt, und seine vornehme Natur fühlte sich zurückgestoßen von der niedrigen, gewöhnlichen Gesinnung seiner Frau, die immer mehr zutage trat, je länger sie verheiratet waren. Bald hatte er erkannt, daß das, was er bei Gabriele für innige Liebe zu ihm hielt, nichts weiter als heiße, flammende Leidenschaft war, die dem schönen Mann, dem glänzenden Offizier galt. Er war redlich he-

müht, ihr ein guter und liebevoller Gatte zu sein, da sie ein Recht darauf hatte — aber es war zu schwer; ihren Charakter konnte er nicht umformen, und so kam es, daß die beiden sich innerlich so fern waren, wie nur je zwei ganz fremde Menschen sein können. Nicht einmal das Söhnchen, das sie ihm im ersten Jahre ihrer Ehe geschenkt, brachte die Gatten einander näher — ihr war es ein Hindernis in ihrem geselligen Leben, das sie so sehr liebte, während es ihm ein Trost seiner Einsamkeit war. Voll tiefer Rührung war er damals am Bett seiner Frau niedergelniekt und hatte dankbar ihre weiße Hand geküßt, die Brust voll heiliger Vorsätze — aber sie konnten vor ihrer Leichtfertigkeit nicht standhalten. Kaum genesen, stürzte sich Gabriele wieder in den Strudel der Geselligkeit — sie konnte nun einmal nicht ohne Bewunderung leben; versagte ihr dies der Gatte, nun, so nahm sie von andern den Tribut hin, der ihrer Schönheit gebührte, die schöne Frau von Wolfsburg war die gefeiertste Dame der Stadt. Wenn sie sich auch nichts vergab, so war doch ein Etwas in ihrem Benehmen, das nicht lady-like war — die angeborene Vornehmheit, der Herzenstakt fehlte. So war sie auch eine eifrige Radfahrerin, und wenige Damen kamen ihr an Ausdauer gleich — sie betrieb diesen Sport nicht allein aus Vergnügen, sondern auch aus gesundheitlichen Rücksichten — sie wollte nicht stärker werden, da sie sehr dazu neigte; deshalb sah sie jeder nur einigermaßen schöne Tag auf dem Rade, was zur Folge hatte, daß die beiden Gatten sich kaum einmal mittags sahen, wenn sie, was oft geschah, auf einer größeren Tour sich befand. Um ihren Passio kammerte sie sich wenig; sie hatte für ihn ein zuverlässiges Kinderfräulein verpflichtet; was dem Kleinen an Mutterliebe abging, ersetzte der Vater durch doppelte Zärtlichkeit. Das Kind war sein alles; mit abgöttischer Liebe hing er an dem kleinen klugen Kerl, so daß Ella oft eifersüchtig auf ihr eigenes Kind wurde. Die alte Eifersucht hatte sie noch nicht abgelegt, und sie quälte damit häufig ihren Gatten auf unerträgliche Weise, trotzdem nicht der geringste Grund dazu vorlag. Wolf war sehr unglücklich; in maßgebenden Kreisen wurde wenig günstig über seine Frau gesprochen; sie war wenig beliebt, das wußte er genau, wenn man es ihm auch nicht entgeltlich ließ. Wolf machte ihr genug Vorstellungen über ihre Art und Weise; es gab heftige Szenen — und trotzdem versuchte es Wolf immer wieder mit großer Geduld, ihren Sinn für Häuslichkeit zu wecken. Er fühlte sich seiner Frau gewissermaßen schuldig, weil er ihr keine Liebe geben konnte — Marys Bild lebte in unveränderter Weise in seinem Herzen fort — deshalb war er auch so nachsichtig. Aber auch das wirkte nicht. So trieb sie zum Beispiel einen fast unerhörten Toilettenluxus, worüber viel gesprochen wurde. Eines Tages hatte er ihr hierüber Vorstellungen gemacht, worauf sie ihm kaltlächelnd erwiderte: „Was willst du? Was geht es dich an? Bezahle, du es etwa? Papa gibt mir mein Radegeld, und damit mache ich, was ich will! Alles, was du mir geben kannst, reicht ja kaum hin, meinen Bedarf an Handschuhen zu decken! Es macht mir eben Freude, mich gut anzuziehen. Dir ist es ja gleich, wie ich aussehe — Du liebst mich nicht mehr, hast mich überhaupt nie geliebt!“ Das ihr ständiger Refrain; Wolf erwiderte nichts darauf, sondern stillschweigend ging er hinaus — ein weiteres Wort von ihm hätte den Austritt verschlimmert, und nichts war ihm verhafter.

(Fortsetzung folgt.)

### Das Erlebnis des Götischen Weits.

Von Rudolf Greinz.

Wenn man den Götischen Weits so durch die Felder schleichen sah, hätte man meinen mögen, was für ein fortschrittlich gesinnter Mensch er eigentlich war. Ein ganz wildes Gesicht hatte er. Blaurot und aufgebunnen und einen Wald von struppigen grauen Haaren drum herum. Dazu eine mächtige Nase. Groß und unförmig wie ein Kartoffelknollen. Einen gewaltigen Hocker stellte er hinten hinaus, und mit dem Fuhrwerk ging's auch seit geraumer Zeit schon recht schlecht.

Seiner Lebtag war er stets ein Häuter gewesen. Nie recht gesund, auch nicht gerade extra gut dran mit dem Geld. Aber gejammert hat er nie. War nur immer ein bißel einsilbig und behielt seine geheulenen Gedanken für sich selber. Tat selten den

\*) Aus „Unterm roten Adler“, dem neuesten Bande lustiger Tiroler Geschichten, der soeben im Verlag von L. Staackmann in Leipzig erschienen ist. Dies köstliche Buch mit seinem herrhaften Laugen, mit seiner echten, bildkräftigen Art, ist so recht ein Werk für den Sonntag!

Mund auf, wenn die Bauern ganz besonders klug redeten und von den alten hergebrachten Ansichten, Sitten und Gebräuchen nicht lassen wollten.

Der Göttschen Beit war in seinem innersten Herzen ein moderner Mensch. Freute sich über jeden Fortschritt der Technik, soweit er in seiner Weltanschauung davon erfuhr und soweit er ihn verstehen konnte.

Sein kleines Gütt lag knapp an der Landstraße. Ganz einsam und verlassen. Ungefähr eine halbe Meile von dem verwitterten Dörfel entfernt, zu dem er gehörte. Wie ein Raubritternest sah das Buntgauer Dörfel aus. Schmutzig und ungaslich. Kleine graue Steinhäuser. Halb zerfallen und nüchtern in ihrer Bauart. Keine Blumen und keine freundlichen Gärten. Hart an einen steil emporragenden Berg hingebaut und von den Felsen des Berges teilweise beschirmt und bedroht.

Außerhalb des Dörfels breitet sich das Tal. Und dort, wo der wildschäumende Gebirgsbach sich brausend ergießt, steht das weißgemauerte Hättel des Göttschen Beit. Ein paar bunte Blumen blühen in dem eingezäunten Garten. Große gelbe Sonnenblumen, Geranien und Nelken.

Es paßt eigentlich so gar nicht in diese Gegend, das Heim des alten Göttschen Beit. Ebenso wenig wie er selber und seine grundgescheuten Ansichten und Gedanken.

Seit einer Reihe von Jahren durchzogen viele Automobile die schöngepflegte Landstraße des Tales und hüllten das kleine, ungasliche Dörfel in dicke Staubwolken. Anfangs schimpften die Bauern auf die heerrischen Sakka, die wie die heillosen Höllewitze dahersausen. Taten ihnen auch mancherlei Unfug an und freuten sich herzlich, wenn einmal so ein verfluchter Karren nimmer weiter konnte. Allmählich fügten sie sich aber drein. Nahmen es hin als etwas Unabänderliches, und waren nur froh, daß kein größeres Unheil angerichtet wurde.

Der Göttschen Beit jedoch war von allem Anfang an ein warmer Anhänger des Automobilsportes. So dahinflaufen zu können, ohne Ochsen und ohne Pferde... „Teufel, no amal eini, böß ist decht sein! Und loa Fruater brauchen, loa Hen und loa Haber! U's a bissel a Benzinöl!“... Das imponierte dem Beit am meisten.

Einer der kühnsten Träume des Göttschen Beit war es, selber einmal in so einem Auto zu fahren, behaaglich eine Pfeife zu rauchen und tiefinnig vor sich hinzuspähen. Wohin diese Fahrt eigentlich gehen sollte, so weit verstieg sich seine Phantasie nicht. Er wäre zufrieden gewesen, einmal in aller Gemütlichkeit über die Wege zu fahren, die durch die Felder führten, und sich den Staub der Acker von oben herab anzusehen.

So oft der Göttschen Beit einem Automobil begegnete, wich er nicht scheu und furchtlos, sondern ehrerbietig aus und sah dem davonraufenden Fahrzeug mit fast kindlicher Sehnsucht nach.

Die Insassen bemerkten den schüchternen Bewunderer nur in den seltensten Fällen. Achieten nicht auf die hagere, mittelgroße Gestalt mit dem großen, unformigen Köder, dem alten, tief ins Gesicht gedrückten Filzhüt und den steifen, etwas krummen Beinen. Sein kurzer, brauner Lodenjanker, die bodenschleuen Hosen, die schweren Stiefel und der derbsteie Stod, auf den er sich wüchtig stützte, vervollständigten den Eindruck einer fast abenteuerlichen Erscheinung.

Seit einiger Zeit fuhr häufig ein ganz bestimmtes Auto durch das Dorf und dann an dem kleinen Hättel des Göttschen Beit vorbei. Der Beit kannte es genau. Er erkannte es schon an dem Lauten; und wenn er diesen Ton aus der Ferne vernahm, dann humpelte er mit seinen steifen Beinen so rasch als möglich vor das Haus und pflanzte sich hart an der Landstraße auf. Sehnsüchtig sah er dann dem entwindenden Fahrzeug nach und schnüffelte geduldig und schier mit Wonne Staub und Benzingeruch ein.

Außer dem Chauffeur sah gewöhnlich ein älterer, gut aussehender Herr in dem Auto. Der kannte den alten sonderlichen Bauern ebenso gut wie der Beit das Auto. Und einmal ließ er halten. Knapp vor dem Hättel des Beit, wo der Alte auf seinen Stod gestützt stand.

Den Göttschen Beit hätte bald der Schlag gerührt vor lauter Schrecken. Da stand das Auto in seiner ganzen Größe und Pracht und brodelte und lochte vor lauter Ungeduld, nur halb wieder fahren zu dürfen. Und so schön war es. Herrlich! Hellrot und voll Dreck! Wo das etwa heute schon gewesen sein mochte! Wohl recht weit, wo schlechtes Wetter war; denn hier schien schon seit Tagen die Sonne.

Der feine Herr im Auto war ausgestiegen und hatte sich dem Alten genähert. „Möchten Sie einmal mitkommen?“ frug er freundlich.

Der Beit glaubte schlecht zu hören. Und dann war er schüchtern. Getraute sich nicht gleich ja zu sagen. Daher tat er, als bemerkte er den Fremden gar nicht, und starrte an ihm vorüber auf das Auto.

„Ich kenne Sie nun schon längere Zeit!“ rief der freundliche Herr abermals an. „Und denke mir, daß Sie einmal ganz gerne da drinnen sitzen möchten. Also steigen Sie ein! Ich fahre Sie ein bißchen herum. Wollen Sie?“

Der Göttschen Beit sah den Fremden zuerst fast feindselig an. Dann brummte er unwillig: „Was hast g'saot?“

„Ich fahre Sie in die Stadt hinunter, nach Meran, wenn Sie wollen...“

„Naa...“

„Also nicht?“

„Naa!“ kam es bestimmt zurück.

„Gut. Dann nicht. Ich dachte, es würde Ihnen Freude machen...“ flüchte der Fremde enttäuscht hinzu und lehrte wieder zu dem Auto zurück.

Der Göttschen Beit besann sich. Eine ungeheure Aufregung hatte sich seiner bemächtigt, so daß er ungewöhnlich rasch denken konnte. Er dachte daran, wie nun mit einemmal sein höchster Wunsch in Erfüllung gehen würde. Der Wunsch, auch einmal in so einem noblen Fahrzeug zu sitzen und voll Würde und Stolz herauszufahren und sich von oben herab die Felder und Acker zu betrachten.

Dies war die Gelegenheit. Die einzige vielleicht in seinem ganzen Leben. Wie wieder würde ihn einer der Insassen dieser noblen Fahrzeuge beachten, und wie mehr würde ihn jemand zu einer Fahrt einladen. Der alte Bauer zitterte förmlich vor Aufregung und machte ein ganz böses, ingrinniges Gesicht. Aber er überwand seine Schüchternheit und fragte langsam, Wort für Wort betonend: „Wo fahrt's nachher hin?“

„Wohin Sie wollen.“

„Und kosten...?“ fragte der Beit weiter.

„Kostet nichts.“

„Nix?“

„Nein.“

Der Göttschen Beit kam näher. Langsam und so breitpurzig würdevoll, als es ihm seine steifen Beine gestatteten. „Nachher könnt' i's ja probieren.“

„Also steigen Sie ein!“

Der feine Herr und sein Chauffeur halfen dem Alten beim Einsteigen. Schwer ließ sich der Beit in die weichen Polster fallen.

„Dös ist wiach!“ meinte er anerkennend und sah den Fremden mit einem treuherzig dankbaren Blick aus seinen kleinen tiefliegenden Augen an.

„Wohin wollen Sie fahren?“ frug der Fremde, indem er neben ihm Platz nahm.

„Mei!“ machte der Beit bescheiden. „Halt a bissel in die Felder.“

„Nicht in die Stadt? Ich bringe Sie abends wieder heim.“

„Nix ist's gleich!“ sagte der Beit mit gemachter Gleichgültigkeit. Innerlich brannte er darauf, nach Meran zu kommen, wo er schon viele Jahre nicht mehr gewesen war. Er dachte es gar nicht mehr, wie lange. „Wird halt a bissel weit sein, ha?“ erkundigte er sich.

„Das macht nichts. Wir fahren eben um das geschwinder. Wenn's Ihnen recht ist...“

„Ah ja! I hab' nix dagegen. Köffer sein's ja loane.“

Der Chauffeur furbelte an dem Apparat, und dahin ging's in einem Saug, daß dem Göttschen Beit Hören und Sehen verging.

Anfangs hatte er gerade genug zu tun, sich mit seinem Hut zurechtzufinden. Der wollte ihn immer davonstiegen, und der Beit mußte ihn mit beiden Händen festhalten. Dann blies ihm der Wind ins Gesicht und blies ihm scharf durch die Ohren. Der Beit, dessen Zahnwerk nicht mehr ganz in Ordnung war, spürte schon ein verächtliches Reißer. Aber er hielt tapfer aus und war bemüht, sich so fest als möglich auf seinen Sitz zu rammeln.

Das gelang ihm aber nur sehr schlecht. Denn ab und zu gab's einen Stoß, daß der Beit völlig in die Höhe geworfen und dann wieder zurückgeschleudert wurde und vor lauter Schrecken nur „Oha!“ schreien konnte.

Zum Reissen anzuhängen und zum aus dem Wagen speien, wie er sich das in seinen kühnen Träumen vorgestellt hatte, kam er nicht. Nicht einmal zum schauen. Und wenn er das Maul aufstun wollte, um etwas zu fragen, mußte er schreien, damit ihn der Herr neben ihm verstehen konnte.

Der Göttschen Beit konnte gar nichts sehen von der Fahrt. Bis er etwas aufgefaßt hatte, waren sie schon einen Kilometer tiefer ins Tal gefahren. So sperrte er die Augen auf, preschte fest das das Maul zu und hielt mit beiden Händen den Hut.

Es gefiel ihm immer weniger da drinnen. Er wollte sich's selber nicht eingestehen. Es paßte ihm ganz und gar nicht. Und innerlich flüchte er, daß er überhaupt mitgefahren war.

Zimmer wieder wurde er in die Höhe geschleudert — und wenn er dann auch noch so weich in die Kissen fiel, so hatte er doch jedesmal einen berartigen Schrecken, daß er sich vor dem nächsten Mal fürchtete. Er fürchtete sich davor, aus dem Wagen geschleudert zu werden, und er fürchtete sich vor dem Wind, der ihm rauch ins Gesicht pfliff und ihm den Atem nahm.

Dann riß er vor Entsetzen die Augen auf. Da tanzten die Bäume rechts und links der Straße an ihm vorbei und die Häuser und die Berge. Daran wurde ihm mit einem Male schwarz vor den Augen. Grün-schwarz. Und dann gab es ihm wieder einen Ruck, so hart und unvermittelt, daß er mit dem Kopf auf den Rücksitz ausschlug und der freundliche Herr ihn zurückziehen mußte.

„Soll ich langsamer fahren lassen?“ schrie er dem Beit ins Ohr. Der Beit verstand kein Wort. „Naa!“ brüllte er zurück.

Das Auto sank im raschen Flug durch das Tal. Sauste die ziemlich abschüssige Anhöhe hinunter, an deren Abhang ein größeres Dorf lag. Der Göttschen Beit hatte schon alle Zustände. Ratter

Schweiß stand ihm auf der Stirn, und die grünlich-schwarzen Farben wichen nicht mehr von seinen Augen. Ein süßes Gefühl im Magen befiel ihn, drückte ihn, kam immer höher und höher.

Der freundliche Herr neben ihm hatte keine Ahnung von dem Zustand des Göttschen Beir. Er sah da und freute sich über das Glück, das er dem alten Bauer offenbar durch seine Einladung bereiten konnte.

Blötzlich überfiel's den Beir. Urvöllig. Mit elementarer Gewalt und wuchtig. Die echte, rechte, wirkliche Seerkrankheit. Nicht mehr halten konnte er sich. Ganz gebrochen war er und spie und spie und spie vor sich hin. Aber anders wie in seinen Träumen.

Der freundliche Herr neben ihm war entsetzt emporgesprungen und schüttelte den Chauffeur mit beiden Fäusten. „Anhalten!“

Fast wären sie alle drei aus dem Gefährt geschleudert worden. Mit einem so jähen Ruck hielt das Auto an.

Den Göttschen Beir brachten sie in langsamem Tempo hinter ins nächste Dorf und ließen ihm in einem guten Gasthaus ein Zimmer geben. Dann lieferten sie ihn ins Bett und gossen ihm Glühwein und Tee ein. Der Göttschen Beir lag wie in den letzten Mügen auf seinem Lager.

Als es ihm besser ging, wollten sie ihn wieder nach Hause bringen. Aber der Göttschen Beir wehrte entsetzt ab. „Mit zehntausend Teufel bringen mi wieder in so an Karren!“ erklärte er springgiftig.

So zahlte denn der Fremde für den Göttschen Beir einen Platz auf dem Stellschwan, der ihn dann auch daheim abließerte. Vor lauter Gift und Galle vergaß der Göttschen Beir das Danken. Er hatte eine Mordswut.

Seit jener Zeit ist der Göttschen Beir ein erbitterter Gegner des Autos. Wenn er eins von der Ferne hört, so humpelt er, so schnell er kann, hinein in sein Häusl. Völlig wie eine Eidechse verkrüppelt er, die Schutz sucht. Und wenn er einmal nicht ausweichen kann, so hält er sich vor Echl beide Nasenlöcher zu und spuckt und spuckt. Wenn er aber einmal einen recht schlechten Traum hat, so träumt ihm, daß ihn der Teufel als Chauffeur gekleidet in einem roten Auto abholen kommt, um ihn mit Schnellzugsgeschwindigkeit in die Hölle zu fahren.

### Das Urbild von „Paul und Virginie“.

Der 100. Todestag Bernardin de Saint-Pierres hat die Veranlassung zu einer interessanten Feststellung über die geschichtlichen Grundlagen seines berühmten Meisterwerkes, des Romanes „Paul und Virginie“ gegeben. Der französische Schriftsteller und Literaturhistoriker Adolphe Briffon hat aus dem Nachlasse einer ursprünglich auf der Isle de France ansässigen Familie ein Manuskript erhalten, das die Schicksale Paul und Virginies den Tatsachen gemäß erzählt. Bernardin de Saint-Pierre, der um die Mitte des 18. Jahrhunderts diese Insel selbst besuchte hat und kurze Zeit nach der Abfassung dieses Schriftstückes dort erkrankten ist, wird die rührende Geschichte dort gehört und sie später ausgearbeitet haben.

Die eigentliche Heldin des Romanes hieß Fräulein Caillon, die im Jahre 1741 mit ihrem Onkel, der als Schiffingenieur drüben tätig gewesen war, im Alter von 12 Jahren nach Frankreich zurückkehrte, um dort die Schulen zu besuchen. Einige Jahre später kehrte sie mit ihrem Onkel wieder zurück und zwar auf dem Schiffe „Le Saint-Gerant“. Hier erregte sie die Aufmerksamkeit des 26jährigen Fähnrichs zur See Longchamp de Montandre, der sich sofort flehlich in das an Schönheit des Körpers und des Geistes reich ausgestattete Mädchen verliebte. Er fand bei ihr Gegenseitigkeit. Die Beiden schworen sich, wie es damals Sitte war, ewige Treue und Schwärmertum auf der langen Uebereisahrt von ihrem künftigen Glück. Aber das Schicksal wollte es anders. Eines Morgens bemerkte der Kapitän, daß sie sich in der Nähe eines Felsenriffes befänden, und daß sie unrettbar auf die Klippen zuflüchten. Alle Bemühungen, die hohe See wieder zu gewinnen, waren vergebens und so zerschellte denn die stolze Brieg an den Klippen der Isle d'Ambre. Der größte Teil der Besatzung ging unter. Andere erreichten schwimmend das Ufer, andere hielten sich jammernd und hilflos an den Trümmern des Schiffes. Unter ihnen befand sich auch Fräulein Caillon. Sie war nicht zu bewegen, sich ihrem Bräutigam anzuvertrauen und schwimmend mit ihm das Land zu erreichen. So wart er sich denn allein in die stürmische See und verbrach ihr, sie bald aus ihrer schrecklichen Lage zu befreien. Er erreichte auch bald das Ufer, aber alle Anstrengungen, ein Boot oder ein Floß zu erreichen, waren vergebens. Von ferne sah er die liebe Gestalt auf dem immer mehr in das Wasser versinkenden Wrack stehen. Da stürzte er sich denn nochmals in die Fluten und schwamm zu ihr zurück. Diesmal war Fräulein Caillon im Angesichte des sicheren Todes wohl zu bewegen, sich auf den Rücken des Geliebten zu legen, aber sie hätte sich unter keinen Umständen ihrer langen Oberkörper entledigt, die dann auch das Verhängnis des schwim-

menden Baares geworden sind. Sie klebten sich hemmend um die Beine des Schwimmenden und zogen ihn nieder. Eng ineinander verschlungen wurde das liebende Paar später vom Meer an die Küste geworfen und hier beerdigt. Soweit die Erzählung. Herr Briffon hat sich die Mühe genommen, durch die französische Regierung auf der Isle de France die Echtheit der in dem Manuskript angegebenen Namen nachprüfen zu lassen, und es hat sich dabei herausgestellt, daß die betreffenden Personen wirklich gelebt haben.

### Büchertisch.

— Richard Wagner. Gesammelte Schriften und Dichtungen. Herausgegeben, mit einer Biographie, Einleitungen, Anmerkungen und Registern versehen von Wolfgang Goltzer. (Goldene Klassiker-Bibliothek.) Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin und Leipzig. Zehn Bände in sechs Leinwänden 15 Mark. — Richard Wagner als deutscher Klassiker! Der Komponist, der die ganze Musik revolutioniert hat, zugleich als vorbildlicher Dichter und Schriftsteller! Fürwahr eine seltsame Erscheinung, welche vielleicht in der gesamten europäischen Kulturgeschichte nicht ihresgleichen hat. Und doch ist diese neue Würde eines deutschen Klassikers, welche Wagner dreißig Jahre nach seinem Tode zuteil wird, ihm nicht etwa von übereifrigen Verehrern beigelegt worden, sondern sie erwächst von selbst aus der Eigenart seines Wirkens und Schaffens. Hat er sich doch von jeher für mehr als einen Künstler gehalten, hat er doch sein Streben als das eines Reformators aufgefaßt, dem die Kunst nur Mittel und Ausdruck einer Erneuerung der europäischen Kultur war. Kein Wunder also, daß er die Schriftstellerei zu Hilfe nahm, um seinen Willen den Zeitgenossen verständlich zu machen, und daß er selbst seine gesamte schriftstellerische und dichterische Tätigkeit dem deutschen Volke darbot. Diese zehn Bände Gesammelte Schriften und Dichtungen, die bisher nur einem kleinen Kreis von Kennern und Fachleuten zugänglich waren — wir werden uns gewöhnen, sie künftig neben unseren Lessing, Goethe und Schiller zu stellen und, was wichtiger ist, zu lesen. — Das Deutsche Verlagshaus Bong & Co. hat also recht getan, Wagners Schriften in seine weitverbreitete Goldene Klassiker-Bibliothek aufzunehmen, und es hat seine Aufgabe richtig begriffen, wenn es mit diesen Werken nicht nach Willkür und eigenem Gutdünken verfuhr, sondern sie genau in der Fassung, Auswahl und Anordnung vorlegte, die Wagner selbst nach reiflicher Ueberlegung und mit triftigen Gründen ihnen gegeben hat. Nirgends konnte das Unternehmen besser aufgehoben sein, als in den Händen des bekannten Wagner-Forschers Geheimrat Prof. Dr. Goltzer in Rostock. Unter seiner Leitung ist hier zum ersten Male der Wagnerische Text unter philologische Kontrolle gestellt und von den nicht seltenen Druckfehlern der Originalausgaben gereinigt worden. Damit die gesamte bisherige Wagner-Literatur mit ihren Zitaten auch für diese Ausgabe paßt und unmittelbar danach benutzt werden kann, ist das Sachbild so eingerichtet, daß der vorliegende Neudruck nach Seiten und Zeilen genau mit der zweiten bis sechsten Auflage der Originalausgabe übereinstimmt und daß die Seitenzahlen der ersten Auflage außerdem am Rande angegeben sind. Dieser Vorzug ist nicht hoch genug zu schätzen. Mit alledem aber sah der Herausgeber seine Aufgabe noch keineswegs als erfüllt an; er hat vielmehr das Leben und Schaffen des Meisters in einer großen Gesamteinteilung unter Verwertung aller bis jetzt vorliegenden Forschungsergebnisse eindrucksvoll dargestellt und hat außerdem in reichlichen Anmerkungen zum ersten Male eine ausführliche Erläuterung der Wagnerischen Schriften durchgeführt. Verschiedene Register erhöhen die Brauchbarkeit, 24 Bilderbeilagen in Kunstdruck nebst 2 Fassimileausgaben bieten eine erwünschte Ergänzung. Das Werk ist nach den Grundfäden der Goldenen Klassiker-Bibliothek mit klaren Typen auf holzfreies Papier gut lesbar gedruckt und in sechs geschmackvolle Bände gebunden und kostet trotzdem nur 15 Mark. Wir dürfen sonach erwarten, daß es bald in keinem Hause mehr fehlen wird; was wir an ihm besitzen, ist nichts Geringeres als eine musterghltige Ausgabe von Wagners Gesammelten Schriften und Dichtungen.

### Rätsel.

Suche in Oesterreich mich, als Stadt bin dort ich zu finden, Stellst du zwei Buchstaben um, winkt dir ein köstlicher Trank.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des magischen Quadrats in voriger Nummer:

S	A	B	A
A	R	A	D
B	A	R	A
A	D	A	M